



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Lügen**

**Bourget, Paul**

**Budapest, 1891**

VI. Die Logik eines Beobachters.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

## VI.

### Die Logik eines Beobachters.

René Vincy war schon verstimmt zu Offarel's gekommen, verließ dieselben aber noch verstimmt. Vorher war er nur mit den Dingen unzufrieden gewesen, jetzt war er es mit sich selbst. Er hatte Rosalien aufgesucht in der Absicht, ihr eine Freundlichkeit zu erweisen und um ihr die kleine Verstimmung zu ersparen, die sie empfunden hätte, falls ein Anderer als er selbst, ihr von seinem gestrigen Erfolg berichtet hätte. Statt dessen war dem jungen Mädchen neues Leid aus diesem Besuch erwachsen. Des Dichters Liebe zu diesem schwarzäugigen Kinde war zwar immer nur von der Phantasie genährt worden, doch war dieselbe zu aufrichtig gewesen, um nicht immer noch in ihm jene beiden Gefühle lebendig zu erhalten, die in dem Todeskampf einer Leidenschaft meist zuletzt erlöschen: eine ganz außergewöhnliche Fähigkeit nämlich, den leisesten Regungen dieses jungfräulichen Herzens zu lauschen, und ein Mitleid, das der Unbill gegenüber, die er diesem Herzen zufügte, ebenso schmerzlich als unfruchtbar war. Und wieder einmal stellte er sich die Frage: „Habe ich denn nicht die Verpflichtung, ihr zu sagen, daß ich sie nicht mehr liebe? . . .“ Eine schwer lösbare Frage, denn sie verträgt nur zweierlei Antwort: ist man ein klarer Charakter, nur die egoistisch grausame Brutalität, ist man ein complicirter, die Feigheit „Abolphe's“ mit ihrer entsetzlichen Mischung von Mitleid und Verrath! . . . Der junge Mann schüttelte den Kopf, um die unbequemen Gedanken zu verscheuchen, und flüsterte dann das übliche: „wir werden sehen, später, . . .“ durch das schon so mancher Henker dieser Art so manchen Todeskampf verlängert; dann zwang er sich, um sich zu schäuen.



Er hatte, ohne darauf zu achten, seine Schritte in jenen Theil des Faubourg St. Germain gelenkt, in welchem er sich so gerne in der Jugend ergangen, wenn er begeistert von dem Lesen der Romane Balzac's, dieser gefährlichen Iliade für arme Plebejer, hinter den hohen Fenstern das Profil einer Herzogin von Langeais oder von Maufigneuse herauf zu beschwören verlangte. Er befand sich in der breiten, stillen „Rue Barbet de Jouy,“ welche in der That der passendste Rahmen scheint für eine nicht vollwichtige Dame der Aristokratie. Die Häuser in derselben haben im Erdgeschoß keine Kaufläden, und einige der besonders prunkvollen Paläste sind von Gärten umgeben, welche durch die sie einschließenden Mauern einen provinzartigen Anstrich bekommen. Eine natürliche Ideenassociation rief in René die Erinnerung wach an das Hotel Komos, und daran anknüpfend, erweckte der Gedanke an die herrschaftliche Behausung der Gräfin das immer schärfer und deutlicher hervortretende Bild Frau Moraines'. Durch die eben durchlebten, schmerzlichen Gemüthsbewegungen ermattet, versenkte sich seine Seele diesmal, anstatt zu fliehen, ungetheilt in diese verlockende Vision. Frau Moraines' gedenken hieß Rosalien vergessen, hieß vor Allem ein unsagbar süßes Empfinden genießen. Wenige Augenblicke der stillen Betrachtung führten bei dem jungen Mann die folgerichtige Entwicklung seiner Träumerei herbei, und schon stellte er sich die Frage: „Wann — werde ich sie wiedersehen?“ Er erinnerte sich der Stimme und des Lächelns, das sie gehabt, als sie die Worte gesprochen: „An Operntagen, vor Tisch . . .“ An Operntagen? Er, dieser Lehrling in der vornehmen Welt, wußte dieselben nicht einmal. Er empfand darüber die mit dem Scheingrund in keinem Verhältniß stehende kindische Freude eines Mannes, der in dem Sinne seiner Wünsche handelt, und trachtete demgemäß schleunigst den Boulevard des Invalides zu erreichen, wo er die Anschlagzettel suchte, welche die am Abend stattfindenden Theater Vorstellungen verkündeten. Es war Freitag, die Hugenotten sollten aufgeführt werden. Das Herz des jungen Mannes fing an heftiger zu pochen. Er vergaß Rosalien, die Gewissensbisse, die ihn eben beunruhigt, und die Frage, die er sich gestellt. Eine innere Stimme, jene, die dem Gehör der Seele Rathschläge zuflüstert, über die wir bei klarer Ueber-



legung entschieden staunen müssen, hatte ihm eben zugerannt: „Frau Moraines wird heute zu Hause sein . . . Wenn ich sie besuchte? . . .“

„Wenn ich sie besuchte? . . .“ wiederholte er ganz laut, und schon schnürte ihm der bloße Gedanke an diesen Besuch die Kehle zusammen, machte ihn innerlich erbeben. Die Leichtigkeit, mit der selbst die geringfügigsten Anlässe bei jungen Leuten außerordentliche Gemüthsbewegungen heraufbeschwören, gestaltet das Leben derselben zu einem befremdlichen Auf- und Abwogen von bald unbändigen, dann wieder verzweifelnden Willensäußerungen. Kaum daß René sich der Versuchung bewußt geworden, die ihn beschlichen, so suchte er auch schon mit den Achseln und meinte für sich: „Das ist ein Unsinn . . .“ Dann aber, als er diesen Ausspruch gethan, begann er, unter dem Vorwand, seine Bedenken zu häufen, seinen eigenen Wunsch zu vertheidigen: „Wie würde sie mich empfangen? . . .“ Die Erinnerung an die schönen Augen und das berückende Lächeln bestimmte ihn, leise zu antworten: „Ach, sie war ja so liebenswürdig, so nachsichtig . . .“ Und er fügte hinzu: „Was werde ich ihr zur Entschuldigung dieses Besuches sagen, den ich ihr kaum 24 Stunden nach unserem ersten Zusammentreffen abstatte? . . .“ — „Gleichviel!“ antwortete die Stimme der Versuchung, „der Augenblick wird es eingeben . . .“ — „Aber ich bin nicht einmal in Besuchstoilette . . .“ Er konnte ja einkehren in die „Rue Coëtlogon.“ — „Auch weiß ich ihre Adresse nicht . . .“ — „Aber Claude weiß sie, ich brauche ihn nur um dieselbe zu fragen.“ Sobald ihm der Gedanke gekommen war, seinen Freund aufzusuchen, so fühlte er auch schon, daß es ihm unmöglich sein werde, nicht wenigstens diesen Theil seines Vorsatzes auszuführen. Bei Claude eintreten, hieß den ersten Schritt zu Frau Moraines thun; anstatt sich dies jedoch einzugestehen, hatte René die unmerkliche Falschheit, andere Gründe vorzuschützen; er war es ja dem Freunde schuldig, sich nach ihm zu erkundigen. Er hatte ihn den Abend vorher so unglücklich verlassen, so verbittert. Vielleicht weinte er gerade jetzt wie ein Kind. Vielleicht stand er im Begriff, Händel zu suchen mit Salvaney. So bemäntelte der Dichter die Hast, mit der er nun der „Rue Barenne“ zueilte. Er hoffte nicht allein, Susannens Adresse



zu erfahren, sondern auch Auskünfte über sie, — und er war bestrebt, sich einzureden, daß er lediglich eine Freundespflicht erfülle. Er gewährte die Biegung der „Rue Bellechasse,“ dann das Hausthor des wunderlichen Hauses, das Larcher bewohnte. Dieses Thor stand querüber, und hatte man dasselbe geöffnet, so befand man sich in einem sehr großen Hof, in dem alles völlige Verwahrlosung verrieth; von dem Gras angefangen, das zwischen den Pflastersteinen empornwuchs, bis zu den Spinnweben hinauf, von denen links die Fensterscheiben der verödeten Stallungen bedeckt waren. In der Mitte dieses verlassenen Hofes erhob sich ein weitläufiges Gebäude, im Styl Ludwig XIV. erbaut, an dessen Stirnseite noch der stolze Wahlspruch der Saint-Euvverte zu lesen war, deren Stammhaus es gewesen: „Fortiter.“ Die von Witterungseinflüssen zersetzten Steine des Baues, seine hohen, mit Laden geschlossenen Fenster, seine Stille stimmten mit der Verlassenheit des Hofes überein. Das alte Faubourg St. Germain weist eben solche Häuser auf, die eigenartig sind, gleich den Schicksalen ihrer Besitzer, und von denen jene Künstler immer schwärmen werden, die Liebhaber des Malerisch-Psychologischen sind, wenn man diese beiden Worte überhaupt aneinander fügen kann, um eine unbeschreibliche Färbung zu kennzeichnen. René wußte durch seinen Freund um die Geschichte des Palastes, und daß der alte Marquis de Saint-Euvverte sich vor sechs Jahren, in Verzweiflung über den fast gleichzeitig erfolgten Tod seiner drei Töchter, seiner Schwiegersöhne und seiner Frau, mit seinen Enkelkindern auf seine Besitzungen im Poitou zurückgezogen hatte. Eine Typhusepidemie, die in einem kleinen Badeort ausgebrochen, als seine ganze Familie dort versammelt gewesen war, hatte aus diesem glücklichen Greis den Ahnherrn eines Stammes von Waisen gemacht. Zu Lebzeiten der Marquise, die eine begeisterte Bewundererin der Gütergemeinschaft war, wurden zwei kleine Wohnungen in diesem Palaste an stille Miether abgegeben. Auch diese beiden Wohnungen hatten ihre Geschichte: der Großvater des gegenwärtigen Marquis hatte dieselben für zwei Vettern, Ritter von St. Louis, die beide Emigranten waren, benutzt, und diese hatten darin eine unfrühe verarmte Existenz beschlossen. Marquis de Saint-Euvverte hatte die Dinge in dem Stand belassen, in den sie seine



Frau gesetzt. Claude war daher in einem der düsteren Flügel dieses verödeten Gebäudes untergebracht, und zwar ganz allein. Der andere Miether war ausgezogen, aus Widerwillen gegen die Traurigkeit dieses verlassen Hauses, seither hatte sich aber kein neuer Liebhaber mehr gefunden, der sich hätte begraben mögen in diesem ungeheuern Grab, das sich zwischen einem verödeten Hof und einem noch weit verwahrlosteren Garten erhob. Alles jedoch, was Andern mißfiel, behagte dem Schriftsteller. Das Eigenartige des Ortes entzündete ihn, sowohl in Anbetracht seines Widerspruchsgeistes, als auch von wegen seines Hanges zur Träumerei. Er, als lebensfroher, genußsüchtiger Künstler, gefiel sich darin, seine abenteuerliche Lebensweise mit dieser feierlichen Einsamkeit, seine heimlichen Verstimmungen mit dieser Ruhe zu umgeben. Der zergliedernd romantische Zug in ihm, den er willig sich entwickeln ließ, schwelgte in dieser Zurückgezogenheit, gleichwie ein Arzt seine Krankheit nährt, aus Interesse für den „schönen Fall“. Ueberdies gewährte ihm dieselbe den Vorzug entschiedenster Unabhängigkeit. Der Hausbesorger, der durch Theaterbillette und den Ruhm des Miethers bestochen war, hätte denselben unbedingt gestattet, in der Vorhalle des Palastes derer von Saint-Euverte die Saturnalien des Hotel Pimodan, zu erneuern oder auch, dem Geschmack des Jahres 1830 entsprechend, einige Scenen aus literarischen Orgien aufzuführen. Als René anfragen wollte, ob sein Freund zu Hause sei, war der Portier, wie so oft im Laufe des Tages, abwesend, so daß er gradaus der Einfahrt zuschritt. Er trat in die weite Vorhalle, deren große Laterne Zeugniß gab von dem Prunk der Feste, die man einst hier gefeiert. Er wendete sich einer Steintreppe zu, die bis hinauf von einem Geländer aus Schmiedeeisen begrenzt war. Im zweiten Stock angelangt, drehte er sich nach rechts, in einen Gang, an dessen Ende eine Doppel-Portiere aus orientalischem Stoff hing. Diese gestattete hier in diesem Hotel, wo des Nachts die Geister der großen Herren umzugehen schienen, den Schluß auf Sehenswürdigkeiten moderner Einrichtungsart. Der Diener, der auf das Klingeln René's erschien, hatte das eigenartige Aussehen fast aller Aufseher in alten Baulichkeiten; dasselbe verräth gewissermaßen den geheimnißvollen Einfluß der Dertlichkeiten auf Menschen; mögen sie nun



Führer sein in verfallenen Schlössern, oder aber in reservirten Theilen einer Kathedrale. Es sind dies Physiognomien, die, so meint man, nach Feuchtigkeit riechen, eine grünliche Gesichtsfarbe und in Augen und Mund den scheuen Ausdruck von Nachtvögeln haben. Ferdinand, dies der Name des Menschen, wies nur einen Unterschied von seinen Genossen auf, er war nämlich mit zeitgemäßer Sorgfalt gekleidet, da er die von seinem Herrn abgelegten Kleider trug. Als Kammerdiener war er in Diensten des verstorbenen Marquis de Saint-Euverte gestanden, derzeit verband er mit seiner Stellung als Diener Claude's auch noch diejenige als Verweser des Schlosses, das er höchstens einmal im Monat verließ. Alle nothwendigen Gänge verrichtete der Hausbesorger, dessen Frau auch für den Schriftsteller kochte. Diese ganze kleine Welt lebte in dem Banne Claude's, der es in seltener Weise verstand, sich die Zuneigung seiner Untergebenen zu erwerben; theils weil er rasch ihre Charaktereigenthümlichkeiten erfaßte, theils auch durch seine an's Kindische grenzende Güte. Als Ferdinand des Besuchers ansichtig wurde, konnte er eine lebhafteste Bestürzung nicht verhehlen.

„Man hat den Herrn herauf kommen lassen,“ sagte er, „ich werde gescholten werden . . .“

„Arbeitet Claude?“ fragte René, der lächeln mußte über den naiven Schreck des guten Mannes. Offenbar hatte sein Herr diesen Besuch nicht vorher gesehen, und Ferdinand wußte sich keinen Rath.

„Nein,“ antwortete der Diener fast unhörbar leise, „aber Frau Colette ist da.“

„Fragen Sie an, ob er mich für einen Augenblick empfangen kann,“ erwiderte der Dichter, der begierig war, nach dem gestrigen Auftritt zu sehen, wie das Liebespaar sich zu einander stellte: „Ich nehme alle Verantwortung auf mich,“ setzte er hinzu, um die Zweifel des Kammerdieners zu bannen.

„Mein Herr läßt bitten,“ meldete der Zurückkehrende und schritt dem jungen Mann voran, ihm durch das Vorzimmer den Weg zur kleinen Stiege weisend, die emporführte zu den drei Wohnräumen, in denen Claude sich für gewöhnlich aufhielt und die er von Fall zu Fall entweder sein „pensoir“ oder sein „souffroir“ nannte. Der Anblick dieser Stiege und der beiden ersten Gemächer überraschte durch die Ver-



schwendung an Stoffen und Teppichen. Das künstliche Licht, das an diesem Februar-Nachmittag durch farbige Fenster einfiel, beleuchtete nur spärlich die im Rauchzimmer befindlichen Sessel aus Maroquinleder, und den großen Salon, dessen Wände hinter der Menge von Büchern verschwanden. Der Lieblingsaufenthalt des Dichters war jedoch ein verstecktes Plätzchen in der Tiefe; dasselbe war mit dunkeln Stoffen bespannt, von welchen sich Aquarelle abhoben, von Meistern, die zu jener Zeit modern waren; der Herr des Hauses liebte diese vor Allem, weil sie seiner übermäßig lebhaften Phantasie entsprachen. Es waren das zwei Theaterlogen von Forain, eine Tänzerin von Degas, eine Landschaft von Raffaelli, eine Marine von Monet, vier Kupferstiche von Felicien Rops, und auf einem drapirten Sockel die Büste Claude Larcher's selbst von Rodin; eine Büste von bemerkenswerther Auffassung, in der der Bildhauer die Psychologie seines Modells vorzüglich wiedergegeben hatte: die moralische Aengstlichkeit und — die Ausschweifung, die kühne Causalität und die — schwache Willenskraft, den angeborenen Idealismus und die fast systematisch erworbene — Corruption. Ein niederer Bücherschrank, das Schreibpult in einer Ecke, drei Fauteuils mit Regern als Armlehnen im venetianischen Styl, und ein breiter Lederdivan vervollständigten die Einrichtung dieses Ortes, der im Augenblick von dem Rauch aus Colette's russischen Cigaretten erfüllt war. Das junge Weib lag auf dem Divan mit halb aufgelöstem Haar in nahezu männlicher Tracht, mit steifem Kragen und offener Weste. Unter dem Rock aus englischem Stoff bemerkte man die zarten Knöchel ihrer etwas länglichen Füße, die mit schwarzen Seidenstrümpfen und Lackshuhen bekleidet waren. Ihre Wangen waren etwas bleich, von jener perlmutterartigen Blässe, welche man oft bei Schauspielerinnen findet, und die eine Wirkung ist der Schminke, der langen Nachtwachen und ihres außergewöhnlich bewegten Lebens. Claude selbst lag todtenblaß auf eben demselben Divan zu ihren Füßen; er sah bewegt aus und die Unordnung der Polster, sowie die Haltung Colette's ließen deutlich erkennen, daß zwischen den Liebesleuten eine der thierischen oder düstern Versöhnungsszenen stattgefunden hatte, in der sich der Haß und die volle Würde des Mannes offenbaren.

„Ach, mein kleiner Vincy,“ sagte Colette, dem Eintretenden



die Hand entgegenstreckend, „Sie kommen eben recht, um zu verhindern, daß ich gezüchtigt werde. Wenn Sie wüßten, wie hart Claude gegen mich ist! — Sei gut, Claudchen,“ setzte sie hinzu, ihrem Geliebten mit dem Finger drohend, „wagen Sie nur, das Gegentheil zu behaupten, mein Herr, — wagst Du es, mein Lieb! . . .“ Und das reizende Mädchen erhob sich und legte ihren blonden Kopf mit einer jener berückenden Bewegungen, die ihre schönen Formen so vorthellhaft betonten, — sie trug, wie sie selbst sagte, niemals ein Nieder — auf die Schulter Claude's und steckte ihm die Cigarette, die sie selbst geraucht, in den Mund. Der unglückliche Mann sah seinen jungen Freund flehentlich und beschämt an, dann sah er wieder auf Colette und Thränen glänzten an seinen Wimpern. Colette aber gab sich noch gefallsüchtiger, schmiegte sich völlig an den Geliebten und erspähte in seinen Augen das begehrlche Aufklackern, das sie so gut auszunützen verstand, nachdem sie es erweckt. Tiefe Stille folgte. Das Feuer knisterte leise und ein Sonnenstrahl, der sich durch's Fenster stahl, ließ auf dem Gesicht der Schauspielerin einen rothen Streifen tanzen. René hatte viel zu oft schon ähnlichen Scenen beigewohnt, um über die Unverfrorenheit seines Freundes und der Geliebten desselben noch Staunen zu empfinden. Er kannte den seltsamen Cynismus ihrer Gewohnheiten aus Erfahrung; doch erinnerte er sich gleichfalls der entsetzlichen Flucht Claude's am Vorabend und der grausamen Aeußerungen Colette's. Er war bestürzt, wieder einmal Zeuge zu sein von der erniedrigenden Schwäche des Schriftstellers und den Widersprüchen in diesem Mädchen, die im Augenblick sichtlich von heißem Verlangen erfüllt war. Ueberdies empfand er in der lauen Luft dieses Raumes, der von dem Parfum erfüllt war, das die Schauspielerin gebrauchte, und Angesichts dieser halb und halb unzüchtigen Gruppe einen sinnlichen Eindruck, der ihm nur zu bekannt war. Es hatte ihn im Verkehr mit dieser verderbten Frau — verderbt im höhern Sinne des Wortes — schon oft die Vorstellung einer physischen Liebe erfaßt, die anders geartet war als jene, die er kannte. Colette war ihm verführerisch vorgekommen und er beneidete und beklagte ihrethalben Claude gleichzeitig. Dann wichen diese Regungen wieder einerseits dem Ekel, den die moralische Verworfenheit der Schauspielerin in dem Dichter wachrief, andererseits den ängstlichen Bedenken der



Freundschaft, die junge Menschen meist empfinden und üben. René hätte es verabscheut, auch nur eine Sekunde lang nach der Geliebten seines Freundes zu verlangen. Vielleicht, daß Colette's zeitweise Bewegungen mit dieser zarten Regung in irgend welcher Wechselbeziehung standen. Es machte ihr, bloß aus verderbter Ländelei, Spaß, mit ihrer Schönheit auf seine Sinne zu wirken, wie man gleichsam gezwungen werden kann, den Duft einer Blume einzuathmen, nach der man die Hand nicht ausstrecken will. So war es beispielsweise mit der Grazie bestellt, mit der die Begierige Claude umarmte, so mit andern Liebkosungen, die sie in Gegenwart René's Claude zudachte. Der Dichter konnte nicht verhindern, daß sich etwas verschwommen Physisches in ihm regte, ein unbestimmtes Verlangen nach ähnlichen Küssen. In Folge einer Uebereinstimmung der Wünsche, die, weil wir deren geheimnißvollen Zusammenhang nicht zu ergründen vermögen, oft verwirrender ist, als die Uebereinstimmung der Gedanken, erstand in ihm abermals das Bild Frau Moraines', geschmückt mit aller Verführung, die sie am Vortag hatte spielen lassen. Diesmal empfand er zwei Dinge: erstens, daß es ihm unmöglich sein werde, dieses Weib heute nicht zu besuchen, und zweitens, daß er niemals würde den Muth austreiben können, vor der unzüchtigen Schauspielerin, die Claude nunmehr mit unverhohlener Zärtlichkeit umhalsste, ihren Namen zu nennen oder ihre Adresse zu erfragen.

„Laß mich,“ sagte dieser, sie abwehrend, — „ich liebe Dich und Du weißt es. Warum bereitest Du mir Schmerz? . . . Frage René, in welchem Zustande er mich gestern gesehen . . . Sagen Sie ihr es, Vincy, und auch, daß sie nicht tändeln sollte mit meinem Herzen . . . Ach!“ ergänzte er, mit der Hand über seine Augen streichend, „was liegt daran? Ich würde anbetend zu Deinen Füßen niedersinken, selbst wenn ich Dich von der Liebe einer ganzen Welt beschmußt wüßte . . .“

„Das sind die Artigkeiten, die er den ganzen Tag hindurch zum Besten giebt,“ rief Colette aus, sich lachend wie ein Kind in die Polster vergrabend. „Nun denn, René, erzählen Sie ihm jetzt auch von mir. Sagen Sie ihm nur, wie zornig ich gestern Abend auf ihn gewesen, weil er mich, ohne Abschied zu nehmen, verlassen hatte . . . Und er hat mir nicht geschrieben, ich aber bin doch wieder gekommen. Ja, ich war die Erste, die nachgegeben hat. Ach! würde ich



Dich denn nicht einfach Deiner Wege ziehen lassen, wenn ich Dich nicht liebte, Du Wilder Du? . . ." Und sie faßte den Schriftsteller bei den Haaren. Ihre Mundwinkel senkten sich, sie biß die Zähne übereinander, ihr Gesicht verrieth, was sie thatsächlich für Claude empfand: grausame Sinnlichkeit, eine Sinnlichkeit, welche die Frau bestimmt, den Mann zu quälen, dessen Umarmungen sie nicht missen kann. Es hat in der Geschichte Königinnen gegeben, die auf diese Art geliebt, und welche die Liebhaber köpfen ließen, die es verstanden hatten gleichzeitig ihr Verlangen und ihren Haß zu erregen.

René antwortete sanft:

„Ich bin gestern Abend in der That besorgt um ihn gewesen, und Sie waren sehr hart . . .“

„Eine rührende Geschichte,“ erwiderte Colette mit ihrem schrillen, häßlichen Lachen, „ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß er Sie zum Besten hält . . . Ich aber bin seit jenem Tag gewißigt, an dem er mir gedroht hatte sich zu erschießen, worauf ich im Kostüm, noch mit der Schminke auf den Wangen, hierher eilte, . . . und ihn Correcturen besorgend fand! . . .“

„Das gehört zum Handwerk,“ antwortete Claude; „Du selbst spielst ja auch, mit sorgenbeladenem Herzen, muntere Rollen.“

„Was beweist das aber?“ sagte sie spitzig, „als daß wir eben beide Poffenreißer sind, nur mit dem Unterschied, daß ich Dich nehme, wie Du bist, und Du mich — nicht . . .“

Während sie fortfuhr, Claude mit dem grausamen Freimuth zu necken, welcher einer grossenden Geliebten gegen den Mann zu Gebote steht, dem sie sich zu eigen gegeben, hatte sich René dem Schreibtisch seines Freundes genähert und einen jener Almanache zur Hand genommen, die unter dem Titel „High-life“ alle Adressen derjenigen Personen enthalten, die in irgend einer entfernten oder nähern Beziehung zur eleganten Welt stehen. Er blätterte darin und bemerkte dann, mit der Verlegenheit, die seine unschuldige Lüge im Blick und in der Stimme hervorrief: „Sonderbar! ist Ihr Name denn nicht auch darin enthalten, Claude?“

„Nichts damit,“ rief Colette, „ich habe es ihm verboten. Er besucht alle diese Kreise ohnedem viel zu viel . . .“

„Ich glaubte, daß Sie an diesen Herrn Gefallen finden,“ meinte Claude.

„Eine zarte Anspielung!“ erwiderte sie, mit den schönen



Achseln zuckend; „Sie verstehen zweifellos „chic“ zu sein. Sie kleiden sich gut, spielen vortrefflich Tennis, reiten, sprechen über Pferde und Du, Du wirst immer nur ein „Gommeur“ bleiben mit dem Kopf eines Gelehrten. Ach! wenn ich Dich wiedersehen könnte, wie Du warst, als ich Dir vor acht Jahren, bei meinem Austritt aus dem Conservatorium, begegnete und Du mir vorgestellt wurdest . . . Es war in einem Restaurant der „Rue des Saints-Pères“; ich frühstückte daselbst mit meiner Mutter und Farguet, meinem Lehrer . . . Du in Deiner Ecke warst so lieb mit Deiner erstaunten Miene, als wärest Du eben erst aus einer Zelle gekommen und schautest mit großen, verwunderten Augen in die Welt! . . . Siehst Du, das war es, was uns zusammen führte . . . Wird man Sie diesen Abend im Theater sehen?“ setzte sie hinzu, als René sich erhob und das Buch weglegte; er hatte in demselben eben gefunden was er gesucht nämlich: die Adresse Frau Moraines', sie wohnte in der „Rue Murillo“, nahe dem Parc de Monceau. — „Nicht? Dann also auf morgen, und trachten Sie vor Allem, kein Schnittling auf allen Suppen zu werden! . . . Und was für nette Geschöpfe diese Damen der großen Welt nebstbei sind! . . . Drei von ihnen haben mich gestern Abend völlig mit den Augen verzehrt . . . Nun sehen Sie sich sein Gesicht an . . . Sobald Sie fort sind, wird er sich gehen lassen . . . Du wirst doch nicht anfangen, auch noch auf Weiber eifersüchtig zu werden?“ fügte sie hinzu, eine Cigarette anzündend. „Adieu René.“

„So spielt sie sich vor Ihnen auf,“ sagte Claude, als er kurz darauf den Freund in's Vorzimmer begleitete, „wenn Sie aber wüßten, wie zärtlich sie sein kann, wie gut und sanft, wenn wir allein sind!“

„Und Salvaney?“ fragte unüberlegter Weise der junge Mann.

„Nun denn!“ sagte Claude erbleichend, „sie hat ihn gestern besucht, um bei ihm Holzschnitte für ihre nächste Rolle zu besehen; sie hat mir geschworen, daß nichts zwischen ihnen vorgefallen ist . . . Bei den Frauen ist alles möglich, selbst das Gute,“ ergänzte er, René's Finger mit etwas erzitternder Hand drückend . . . „Was soll ich thun? Ich werde ihr immer glauben müssen, wenn sie mit der gewissen Stimme zu mir spricht.“